

Die medizinische Versorgung in Bärn in den 30-er Jahren des vorigen Jh bis Kriegsende

Als Arztsohn (Jg. 1930) erinnere ich mich noch gut an diese Zeit. Ich weiß, dass mein Vater, Dr. Leo Sommer, sich nach seiner Dienstzeit am Krankenhaus Bärn ca. 1928 als Distriktsarzt niederließ. Die Praxis hatte er von einem gewissen Dr. Brüll übernommen. Zum Einzugsgebiet zählten neben der Stadt Bärn die Ortschaften Brockersdorf, Altliebe, Neudörfel, Siebenhöfen, Andersdorf, Lodenitz, Dohle, Sperberdorf, Dittersdorf a.F., Lobnig, Neu-Waltersdorf. Nachbararztsitze waren Hof, Bautsch, Stadt Liebau, Domstahl, Sternberg, Braunseifen, Freudenthal.

Die Ordinationsräume mit unserer Wohnung befanden sich im Haus Ringplatz 23, neben der „Gemeinde“. Durch die mit einem Ziergitter versehene Eingangstür gelangte man über 2 Steinstufen nach rechts in das Wartezimmer, einen länglichen Raum, der für ca. 10 Besucher Platz bot. Eine dick gepolsterte Doppeltür führte in das Sprechzimmer. Die Ausstattung war nach heutigen Maßstäben einfach, entsprach aber durchaus dem damaligen Standard: Ein Schreibtisch mit Sessel, 2 Stühle für Patienten, eine Untersuchungs- und gynäkologische Liege, ein gynäkologischer Stuhl, der in einen OP-Tisch für Wundversorgungen oder kleinere chirurgische Eingriffe umgebaut werden konnte, Schränke für Bücher, Medikamente und Instrumente, eine Hanau Höhenlampe, ein Heißluftsterilisator, Proberöhrchen mit den dazu erforderlichen Reagenzien, insbesondere zur Zuckerbestimmung, ein Elektrifizierungsgerät. Dies borgten wir Kinder uns manchmal aus um das Kribbeln des Stroms zu spüren, oder um Muskelkontraktionen auszulösen. Das Telefon, anfangs ein hölzerner Kasten mit einer Kurbel, später eines aus



Kunststoff war im Nebenraum installiert. Die Vermittlung von Gesprächen erfolgte per Hand über die Post

Um Krankheiten zu diagnostizieren und entsprechend behandeln zu können war der Arzt auf seine 5 Sinne und seine Erfahrung angewiesen. Es gab ja noch keine bildgebenden Apparate. Ein EKG-Gerät besaßen nur wenige Internisten in größeren Städten. Röntgenuntersuchungen an Landkrankenhäusern beschränkten sich auf die Erkennung von Knochenbrüchen, von Lungenkrankheiten insbesondere Tbc, oder mittels Kontrastbrei auf die Auffindung von Veränderungen im Magen-Darm-Trakt. Blutanalysen wurden nur selten durchgeführt. Erhöhte Cholesterinwerte waren damals kein Thema. Entbindungen erfolgten überwiegend zu Hause. Bei Komplikationen wurden dem Geburtshelfer ein hohes Maß an manuellem Können abverlangt.



Medikamente wurden größtenteils „magistraliter“, verordnet d.h. der Apotheker stellte eine Arznei (Tropfen, Säfte, Tabletten, Pulver, Pillen, Zäpfchen, Tee, Salben nach Rezeptur des Arztes aus verschiedenen Komponenten zusammen. Heute ist diese Verfahren fast nur noch bei Salbenzubereitungen üblich. Gegen Husten wusste mein Vater einen wohlschmeckenden Fenchel-Saft zu komponieren. Um in dessen Genuss zu kommen täuschten wir nicht selten eine Erkältung vor und bekamen dann das Medikament augenzwinkernd, da völlig harmlos,

zugesteckt. Es gab natürlich auch Fertigpräparate: den Oldtimer Aspirin, das heute vorwiegend zur „Blutverdünnung“ benutzt wird, die Schmerz- bzw. Rheumamittel Irgapyrin, Butazolidin, Pyramidon, Optalidon, das Schlafmittel Veronal, um nur einige zu nennen.

Spritzen (Injektionen) wurden nur selten verabreicht. Wenn mein Vater eine solche bei einem Hausbesuch für erforderlich hielt, packte er eine Rekord-Spritze in einen Metallbehälter, darum herum wurden Kanülen platziert. Diese mussten natürlich nach abermaliger Sterilisation mehrmals verwendet werden. Wenn sie stumpf wurden, oder einen Widerhaken bekamen, wurden sie ausgemustert. Beim Militär und an manchen Krankenhäusern war man nicht so rücksichtsvoll. Sicher wird sich Mancher an einen schmerzhaften Kontakt mit einer nicht mehr taufrischen Nadel erinnern.

Vereinzelt hörte ich aus dem Sprechzimmer einen lauten Schrei. Hier wurde nicht ein Patient übermäßig traktiert, sondern das kam vom „Zahn reißen“. Bis Mitte der 30-er Jahre war es Dentisten untersagt, chirurgische Eingriffe im Mundbereich vorzunehmen. Ihre Aufgabe war Zahnerhalt- und Ersatz. Erst später übernahmen sie nach entsprechender Weiterbildung auch zahnärztliche Tätigkeiten. Da Mancher die Betäubungsspritze – die „Injektion“ fürchtete, ließ er sich lieber ohne Anästhesie von dem Übeltäter befreien, was dem Geübten innerhalb weniger Augenblicke gelang, ohne den Zahn zu frakturieren. In Bayern waren mit dieser Aufgabe auch approbierte Bader betraut. Im Hauptberuf Friseure – waren sie auch anderweitig in der Heilkunst tätig, richteten Knochenbrüche ein, ließen zur Ader, setzten Schröpfköpfe und Blutegel – letzteres auch heute noch eine bewährte Methode, um eine oberflächliche Venenentzündung zu heilen. Einige Bader waren bis Ende der 40-er Jahre auch Leichenschauer. – Ob es einen Vertreter dieser Berufsgruppe in Bärn gab, weiß ich nicht. Ich habe nichts davon gehört.

(wird fortgesetzt)

Die medizinische Versorgung in Bärn in den 30-er Jahren des vorigen Jh bis Kriegsende (Fortsetzung von Seite 74)

Schon als kleiner Knirps durfte ich meinen Vater manchmal auf Krankenbesuchen begleiten. Diese wurden innerorts durchwegs zu Fuß ausgeführt. – Einmal ging er ohne mich los. Ich bemerkte dies und lief ihm über den Ringplatz – zum Belustigung der Passanten – laut schreiend nach „Leo, Leo, wart mal“. Das Familienoberhaupt als Kind in aller Öffentlichkeit mit dem Vornamen anzusprechen, reißt heute niemanden vom Hocker, war aber damals denkbar deplatziert und ich bekam von meinem sonst sehr gütigem Vater einige kräftige Ohrfeigen. Seither wurde er nur noch mit „Papa“ titulierte

Natürlich machte es mir enormen Spaß, in einem Auto mitgenommen zu werden. Während ich den Geruch von Benzin, Öl und Leder in mich hineinsog, betrachtete ich durch die Fenster mitleidig den unmotorisierten Rest der Welt, etwas, das heutige Kinds kaum nachempfinden können. Im Winter waren die meisten Wege für Kraftfahrzeuge unpassierbar. Wir wurden deshalb zu Krankenbesuchen mit einem Schlitten geholt. Besonders Nachtfahrten hatten es mir angetan. Eingepackt in einen Fußsack und Decken prägte sich das Dahingleiten des Schlittens, das Stampfen der Pferdehufe, das Glockengeläute, die im flackernden Schein der Petroleumlampen vorbeihuschenden Bäume, die kurzen Kommandos des am „Schnoterbratla“ stehenden Kutschers tief in mein kindliches Gedächtnis ein. Als Distriktsarzt war mein Vater auch für die Betreuung der tschechischen Bahnbeamten verantwortlich. Interessant war, wenn wir einen Patienten in einem abgelegenen Wärterhaus besuchen mussten. Dazu fuhren wir mit der Postkutsche – die gab es damals noch – später mit dem Bus oder dem Auto nach Andersdorf. Wenn kein Personenzug in Sicht war, wurde der nächste Güterzug angehalten. Wir stiegen in ein Bremserhaus, wurden bei dem Kranken abgesetzt und vom Gegenzug wieder mitgenommen. Von den in tschechische gehaltenen Gesprächen sind mir die Worte „pane doktore“ noch lebhaft in Erinnerung. Für seine Dienstleistungen hatte mein Vater freie Fahrt auf öffentlichen Verkehrsmitteln, wir Angehörigen zahlten die Hälfte.

Mit der Angliederung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich entfiel diese Vergünstigung, ebenso das vom Staat entrichtete Honorar, sodass meine Eltern anfangs mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Als Ausgleich erhielt mein Vater eine kleine Pension, die auch nach unserer Aussiedlung weiter gezahlt wurde.

Auf den Visiten bekam ich natürlich auch einiges über Krankheiten mit, erfuhr, dass eine Lungenentzündung auch bei einer jungen, kräftigen Person durchaus lebensbedrohlich war. Es gab ja noch keine Antibiotika. Die ersten systemisch - also intern - anwendbaren keimtötenden Mittel waren die ca. 1940 auf den Markt gekommenen Sulfonamide, eine Weiterentwicklung des ähnlich wirkenden Farbstoffs Prontosil. Da ich als Kind viel unter Mandelentzündungen zu leiden hatte, bekam ich dieses jeweils verabreicht. Es schmeckte nicht besonders gut und man

bekam davon einen schrecklich gelb-roten Urin. Aber irgendwie hat es doch geholfen. Sulfonamide haben in der heutigen Medizin noch durchaus ihren Stellenwert.

Vereinzelt wurde ich auch zu einer Leichenschau mitgenommen, wahrscheinlich, um mir die Angst vor Toten zu nehmen. Einmal wurden wir zu einem ca. 12-jährigen Mädchen gerufen, das an einer Hirnhautentzündung verstorben war. Es lag auf seinem Bett in einem weißen Kleid, mit einem Kranz Blumen in Haar, als ob es schlief. Ich werde diesen Anblick nie vergessen.

Zu den Aufgaben eines Distriktarztes gehörten neben der Allgemeinmedizin auch Arbeiten, die heute ein am Gesundheitsamt tätiger Kollege erledigt: Erkennung, Meldung und möglichst Verhütung von ansteckenden Krankheiten, Mütterberatungen, Überwachung von Hygienevorschriften an öffentlichen Einrichtungen, insbesondere Schulen und Kindergärten, Impfaktionen, wobei zu bemerken ist dass die einzige aktive Immunisierung die Pockenvaccination war. Wenn die Ausbreitung einer gefährlichen Infektionskrankheit befürchtet werden musste, wurden dem bedrohten Personenkreis Rekonvaleszentenserum verabreicht, d.h. Serum von Patienten, welche die Krankheit überstanden hatten. Dies bot einige Monate Schutz. Ebenso verfuhr man bei durch Tetanus-Bazillen gefährdeten Verletzungen. Da es noch kein Humanserum gab, wurde solches vom Pferd appliziert. Bei einer abermaligen Verletzung kam man in Verlegenheit. Denn es war nicht auszuschließen, dass der Organismus gegen das Fremdeiweiß Abwehrkräfte gebildet hat, die bei einem nochmaligen Kontakt zu Zwischenfällen führen konnten. Deshalb wick man lieber auf Serum vom Rind, Schaf oder Schwein aus. Die aktive Starrkrampfimpfung in der heutigen Form gibt es erst seit dem 2. Weltkrieg.

Außer meinem Vater waren noch 2 weitere Kollegen am Ort tätig. Einmal der Primar des Bärner Spitals, Dr. Schenk, ein resoluter Mann, der neben seiner Tätigkeit als Chirurg auch eine Allgemeinpraxis ausübte und ein gewisser Dr. Poppe, der mir jedoch nur dem Namen nach bekannt ist. Mit Dr. Schenk kam ich hautnah in Kontakt, als ich mir – ca. 7-jährig – nach einem Sprung von der Tanzziele am Kreuzberg den linken Vorderarm brach. Da dieser arg abgeknickt war, musste er im Krankenhaus eingerichtet werden. Medizinisch vorgebildet wie ich war, forderte ich hierfür lautstark einen „Ätherrausch“. Der Primar herrschte mich jedoch an: „Ein deutscher Junge wird das wohl noch aushalten. Flugs packte eine Schwester von hinten meinen Oberarm, der Arzt zog an den Fingern an, mit einem Ruck war die Fraktur reponiert. Eigentlich hatte Dr. Schenk recht. Die Nachwirkungen einer Inhalationsnarkose wären bedeutend unangenehmer gewesen, als der kurze Schmerz bei der Reposition. Da ich mit der Tochter von Dr. Schenk, der Traudl, von der Schule her befreundet war, interessiert mich ihr Schicksal. Aber alle diesbezüglichen Nachforschungen stießen ins Leere. Vielleicht weiß ein Leser näheres.

Natürlich hatte Bärn auch ein Sanitärerauto. Dieses war in einer Garage- im Hof der Gemeinde „stationiert. Im Frühjahr 1945 musste ich - 14 ½ -jährig den Wagen fahren, da meine Mutter, die man dafür abkommandiert hatte, mit dem Teil nicht zurechtkam. Da ich mir heimlich genügend Fahrpraxis antrainiert hatte, bereitete mir das keine Schwierigkeiten. Hinderlich waren lediglich Reifenpannen durch herumliegende Hufnägel, sodass man, wenn das Reserverad bereits verwendet war, am Straßenrand flicken musste.

Vom Krieg merkten wir anfangs wenig – außer dass viele Dinge rationiert oder überhaupt nicht mehr zu bekommen waren und wir unsere Wohnungen bei Nacht verdunkeln mussten. Parolen wie „Kampf dem Verderb“ = mit Lebensmitteln sparsam umgehen – oder „wehrt dem Kohlenklau“ = Energiesparen, könnten unverändert in die heutige Zeit transferiert werden. Die Bemühungen, uns als Luftschutzhelfer auszubilden fassten wir mehr als Gag auf. Was hätte wohl im Ernstfall ein Eimer Wasser mit einer Handpumpe, eine Kiste Sand und einige Feuerpatschen bewirkt? Die Versorgung der Patienten mit Heil- und Hilfsmitteln war bis zuletzt gesichert. Hinderlich war die immer geringer werdende Benzin-Zuteilung, die das Autofahren, das sowieso nur noch aus kriegswichtigen Gründen innerhalb eines bestimmten Radius gestattet war, drastisch einschränkte. Deshalb mussten viele Krankenbesuche zu Fuß, mit einem Fuhrwerk, dem Bus, der Bahn, oder mit dem Rad aufgeführt werden. Dafür hatte mein Vater eine hochbeinige Geiß, die wir Kinder nur mittels Dreiecktechnik fahren konnten. Als Beleuchtung diente eine Karbidlampe, die ziemlich stank, aber ein gutes, von der Geschwindigkeit unabhängiges Licht spendete. Später bekam mein Vater auf Bezugsschein ein moderneres Rad mit einer 2-Gang-Schaltung und elektrischer Beleuchtung. Ab 1942 kamen vermehrt Kinder mit ihren Müttern aus durch Bombengriffe gefährdeten Städten zu uns, ab 1944 auch Umsiedler aus den von den Russen bedrohten Ostgebieten. Im selben Jahr installierte man in unsere Praxis eine Zahnarztpraxis 2 x pro Woche kam Dr. Friedrich Bodenhausen aus Bautsch, um Patienten zu behandeln. Die ortsansässigen Dentisten hatte man zum Wehrdienst eingezogen

Wir beneideten ihn um seinen Opel Olympia, der mit 37 PS bedeutend mehr Power auf die Straße brachte. Als unser 23 PS Praga. aber nach Auskunft seines Besitzers eine schlechte Straßenlage hatte

Im Winter 1945 zogen endlose Flüchtlingstrecks aus Oberschlesien durch Bärn. Es war schlimm, mit ansehen zu müssen, wie sich die Pferde mit den eisenerbärten Wagen durch den Schnee mühten. Mancher Insasse hat die Strapazen der Reise nicht überstanden und musste bei uns beerdigt werden. Noch erbarungswürdiger waren die Scharen von zerlumpten russischen Gefangenen, die man durch unsere Stadt trieb. Trotzdem es unter Androhung von empfindlichen Strafen untersagt war, ihnen etwas zu essen zu geben, ignorierten nicht wenige Bärner dieses Verbot. Obwohl wir nicht mehr an einen Endsieg glaubten, hofften wir doch, das Ganze möge ein für uns ein halbwegs günstiges Ende nehmen.

Heimlich aber dachten wir: Gnade uns Gott, wenn uns das vergolten wird, was wir diesen Menschen angetan haben.

Gegen Kriegsende hätte unsere Familie beinahe eine Katastrophe betroffen. Mein Vater hörte gerne ausländische Sender, was bei Androhung der Todesstrafe verboten war. Die Sendungen wurden auf Kurzwelle ausgestrahlt. Um ihn daran zu hindern, installierte ich in unser Radio einen Störsender, der beim Einschalten dieses Wellenbereichs in Aktion trat. Mein Vater kam jedoch bald dahinter, und ließ diesen wieder ausbauen. Unglücklicherweise erzählte er einigen seiner Patienten, was er gehört hat. Irgendeiner verriet ihn. Er wurde auf die Kreisleitung zitiert und ihm eine standrechtliche Exekution angedroht. Meine Mutter wurde als Zeugin geladen. Sie schwor einen Meineid, dass die Anschuldigungen grundlos sind. Vielleicht hat auch unser Kreisleiter und Apotheker Fritsch, mit dem mein Vater jahrelange geschäftliche Bindungen hatte, mitgewirkt, dass das Ganze ein gütliches Ende nahm. Sicher werden sich Ältere noch an die Ansprachen von Herrn Fritsch erinnern, die er allabendlich am Ringplatz hielt und uns zum Durchhalten aufforderte. Als Hitler „gefallen“ war, resignierte auch er und sprach: „Der Führer ist tot, und mit ihm Deutschland“.

Ende April 1945 wollte man uns 14 – 15 –Jährige als „Melder“ an die Ostfront schicken. Wir weigerten uns jedoch. In der Konfusion der damaligen Zeit hatte dies keine Folgen.

Nachdem Bärn bisher von Luftangriffen verschont blieb, gab es am Nachmittag des 4. Mai eine Tieffliegerattacke, die jedoch an unserem Haus keinen besonderen Schaden anrichtete. In der Nacht zum 5. Mai wurde Panzeralarm ausgelöst und die Evakuierung der Stadt befohlen. Wir bekamen einige Benzin-Marken, die wir beim Gödel einlösten, packten in unser Auto mit den Dimensionen eines heutigen Kleinwagens, vieles wurde am Dach festgezurt, und begaben uns (Mutter, Großmutter, Schwester und meine Wenigkeit auf die Reise zu Verwandten in einen abgelegenen Ort nahe Ullersdorf, wo wir glaubten von den Russen einigermaßen sicher zu sein, was sich auch als richtig herausstellte. Mein Vater wollte irgendwie nach Sternberg nachkommen und dort einen Zug nehmen, überlegte es sich jedoch anders und wartete mit einigen Bärnern im Wald das Ende der Kampfhandlungen ab. Lange hörten wir von ihm nichts und glaubten schon, er habe das Kriegsende nicht überlebt. Doch nach einigen Wochen die erlösende Nachricht, er ist einigermaßen unversehrt, der russische Stadtkommandant habe ihn mit der Leitung des Krankenhauses beauftragt. Als die Post wieder funktionierte, berichtete er über seine Erlebnisse. Nach Rückkehr aus seinem Versteck wurde er zunächst um Uhr und Fahrrad erleichtert die Wohnung fand er ziemlich verwüstet vor. Im oberen Stockwerk hatten sich russische Offiziere einquartiert, die ihn jedoch gut behandelten und mit Proviant versorgten. Kummer machten ihm seine Patienten, da die Medikamentenbestände geplündert waren. Besonders Frauen litten unter den Folgen von Vergewaltigungen. Auch habe er eine Arbeiterlaubnis vom tschechischen Bürgermeister. *(Wird fortgesetzt)*

Die medizinische Versorgung in Bärn in den 30-er Jahren des vorigen Jh bis Kriegsende

Fortsetzung von Seite 140

Wir wollten schon zurückkehren, eventuell zu Fuß. Unser Auto hatten Partisanen längst kassiert, freundliche Nachbarn hatten uns verraten. Unser Vater riet uns jedoch zu bleiben

Справка.

Врачу доктору Лео Соммеру из Берну поручено Командантом города Берн известить городской госпиталь в порядок и после того управляют госпиталь поиме приказов Команданта города.

Исполн. Мели

Курт Кендольф

В г. Берн, 16. мая 1945 г.

Бургомистр:

Григорий Ковар

(Иосиф Ковар)

„Ukas“ des russischen Stadtkommandanten. 16. Mai 1945
Dem Arzt Dr. Leo Sommer aus Bärn wird vom Kommandanten der Stadt Bärn aufgetragen, nach den Weisungen des Kommandanten der Stadt das städtische Hospital zu leiten und zu verwalten.



MĚSTO
MOR. BEROUN

Mor. Beroun, dne 10.7.1945.

Pane Doktore!

Místní správní komise v Mor. Berouně ustanovuje Vás jako lékaře RAD- Lagru a síce:

v pondělí od 6 - 7 hodin
ve středu " 19 - 20 "
v sobotu " 6 - 7 "

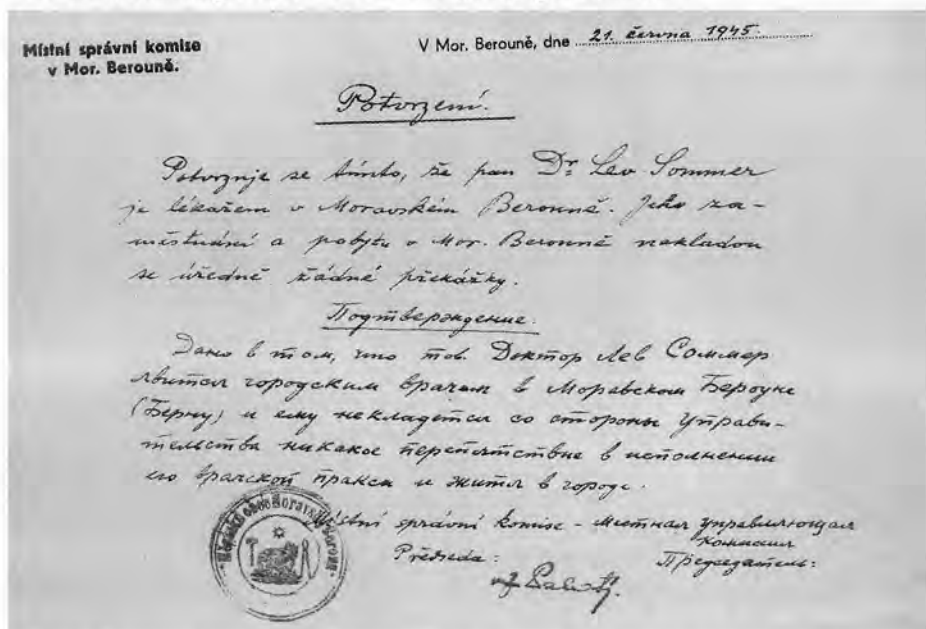
a mimořádně přes týž. 10.7. 45 odpoledne.

Předsedu:

Dr. Sommer



In obigem Schreiben beauftragt die Stadtverwaltung meinen Vater die im RAD-Lager Inhaftierten ärztlich zu betreuen: Montag von 6 – 7 Uhr, Mittwoch von 19 – 20 Uhr, Samstag von 6 - 7 Uhr und „außergewöhnlich“.



Anbei die schon im Text erwähnte Bescheinigung vom 21. Juni 1945, dass gegen eine Beschäftigung und Aufenthalt in Bärn von Amts wegen keine Hindernisse bestehen. Bemerkenswert ist, dass in der russischen Version mein Vater als „Towarischtsch“ = Genosse bezeichnet wird.

„Ich habe kein gutes Gefühl, ich höre nur noch tschechische Stimmen auf dem Benesch-Platz“ Seine Befürchtungen wurden bald Realität. Nach Abzug der Roten Armee, die ihn weitgehend vor Übergriffen der neuen Herren beschützt hatte, wurde er verhaftet und in das Kreisgerichtsgefängnis nach Olmütz verbracht. Ein tschechischer Arzt oder Zahnarzt hatte seine Praxis beansprucht. Aus der Haft wurde er im April 1946 halb verhungert zu uns entlassen. Bis zu unserer Aussiedlung im Juni 1946 konnte er noch einige Kranke behandeln und ein paar Kronen dazuverdienen. Für unseren Lebensunterhalt hatten bisher meine Mutter als Schneiderin und ich als Tagelöhner gesorgt. Da mein Vater keine Instrumente mehr besaß bastelte ich ihm ein Stethoskop aus einer Schuhcremedose und 2 Schläuchen, das ganz gut funktionierte.

Der Neuanfang war enorm schwierig. Doch das ist eine andere Geschichte.
 Autor: Dr. med. Wolfhard Sommer, Am Schlosserhügel 5, 93458 Eschlkam
 Datum: 01.10.2012

09948 1611